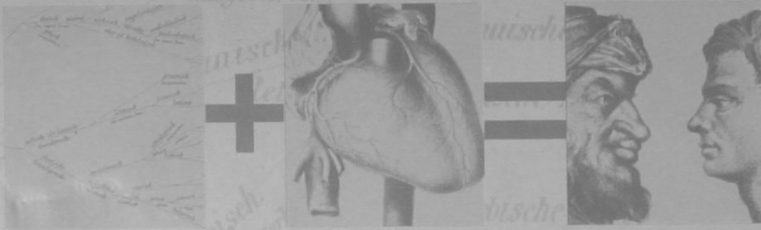


Markus Messling | Ottmar Ette | Hrsg.

MACHT

Rassismus und Determinismus in der Philologie



Wilhelm Fink

MARKUS MESSLING, OTTMAR ETTÉ (HRSG.)

Wort Macht Stamm

Rassismus und Determinismus in der Philologie (18./19. Jh.)

Unter Mitarbeit von Philipp Krämer und Markus A. Lenz

Wilhelm Fink

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft
(DFG)

Umschlagabbildung:
Nach einem Konzept von Tobias Kraft

Zitat Umschlagrückseite:

Leo Spitzer (1948): „Ratio > Race“. In: *Essays in Historical Semantics*.

2. Aufl. New York 1968: Russell & Russell: 147-169, hier 147 (Übers. Markus Messling).

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und
der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzel-
ner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Über-
tragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht
§§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

© 2013 Wilhelm Fink Verlag, München
(Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

Internet: www.fink.de

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München
Printed in Germany
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Paderborn

ISBN 978-3-7705-5407-2

Inhalt

Markus Messling / Ottmar Ette (Potsdam)

Einleitung 11

REPHILOLOGISIERUNG: HISTORISCHE IMPLIKATIONEN UND IDEOLOGISCHE ENJEUX

MARKUS MESSLING (POTSDAM)

Text und Bestimmung.

Determinismus und Rassenlogik in der Philologie. 31

RUKMINI BHAYA NAIR (DELHI)

Philological Angst: Or How the Cognitive Categories
of Caste, Caste and Race Still Inform

the Narrative of 21st Century India 55

CHRISTOPHER M. HUTTON (HONG KONG)

Fictions of Affinity and the Aryan Paradigm 89

WORT: UMBRÜCHE – KLASSIFIKATION – DETERMINIERUNG

OTTMAR ETTE (POTSDAM)

Wörter – Mächte – Stämme.

Cornelius de Pauw und der Disput um eine neue Welt. 107

JÜRGEN TRABANT (BERLIN / BREMEN)

Alexander von Humboldt über Erdgewalt
und Geisteskraft in der Sprache. 137

JOSÉ M. GONZÁLEZ GARCÍA (MADRID)

Latin America in the 18th Century:

Between the "Casta Paintings" Racism

and the "Whitening" of the Population. 153

STEFANO GENSINI (ROMA)

Language, Race and Nation in Italian Culture

from the late 18th to the mid 19th Century 173

MACHT: ZIVILISATION – NATUR – RASSE

CÉLINE TRAUTMANN-WALLER (PARIS)

Die Humboldtianer Heymann Steinthal und

August Friedrich Pott: Philologie und Antirassismus? 193

SUZANNE MARCHAND (BATON ROUGE)

Race and Religion in the Novels of Georg Ebers 211

SARGA MOUSSA (LYON)

Le langage des Noirs dans *l'Essai sur l'inégalité des races humaines*

de Gobineau : sensation et création 227

GESINE MÜLLER (POTSDAM)

„La littérature jaune“. Gustave d'Alaux und

die frühen Zeugnisse haitianischer Literaturgeschichtsschreibung 239

PHILIPP KRÄMER (POTSDAM)

Kreolische Philologie und ‚raciologie appliquée‘ bei Charles Baissac 253

STAMM: GENEALOGIE – MYTHOS – FIKTION

MARIA SELIG (REGENSBURG)

Sprachtypologie und Rassismus? Zur typologisch-genealogischen

Sprachbetrachtung bei August Wilhelm Schlegel. 271

WULF OESTERREICHER (MÜNCHEN)

Negerhandel, schnöde Gewinnsucht und lächerlicher Farbenstolz –

Nationalismus, Ethnozentrismus und Rassismus

in der Sprachforschung des 19. Jahrhunderts. 301

MARKUS A. LENZ (POTSDAM)

Paolo Marzolo und Giacomo Lignana: Evolutionstheorie und

Darwinismus in der italienischen Philologie des 19. Jahrhunderts. 329

URSULA BÄHLER (ZÜRICH)

De la volonté d'échapper au discours racial et des difficultés d'y parvenir :

Le cas de Gaston Paris 345

WOLFGANG ASHOLT (OSNABRÜCK)

Rassismus in der Literaturgeschichtsschreibung am

Ende des 19. Jahrhunderts? Von Brunetière zu Lanson 363

ANGABEN ZU DEN BEITRÄGERN 377

PERSONENREGISTER 385

Einführung

Zu „Ausdruck und Form“

[...] Ich habe bereits anhand phonetischer und semantischer Gründe aufzuzeigen gesucht, dass das Lateinische *ratio* in seiner gelehrten Form den Grund unseres modernen Ausdrucks für „Rasse“ bildet – oder, genauer, des Italienischen *razza*, bei dem die anderen Sprachen offensichtlich Anleihen gemacht haben [...]. Zum Zeitpunkt der Publikation meines damaligen Artikels (1933) war es mir ein diebisches Vergnügen, Deutschland diese Idee anzutragen: „Das Wort, das heute im *Gegensatz* zu ‚Geist‘ verwendet wird, hat also einen höchst geistigen Ursprung.“

Leo Spitzer

Einleitung

Zu Anspruch und Praxis der modernen europäischen Philologie

Der südafrikanische Literaturwissenschaftler und Literatur-Nobelpreisträger John M. Coetzee hat in seiner in vielerlei Hinsicht aufschlussreichen, kulturpessimistischen Rede über die Lage der Geisteswissenschaften in Afrika die These vertreten,¹ dass die europäische Vorstellung eines universellen Humanismus sich in der afrikanischen Wirklichkeit als lebensfremd entkräftet und schließlich erledigt habe. In dieser als Erzählung angelegten Rede über Status und Zukunft europäischer Gelehrsamkeit in einer – mehr oder weniger – postkolonialen südafrikanischen Kultur, lässt Coetzee die Figur der resoluten christlichen Missionarin Blanche sagen:

Diese jungen Männer aus Oxford und Cambridge und St. Cyr boten den Barbaren der Welt ein falsches Ideal an. Werft Eure Götzenbilder weg, sagten sie. Ihr könnt sein wie Götter. Schaut auf die Griechen, sagten sie. Und in der Tat, wer kann in Griechenland Götter von Menschen unterscheiden, in dem romantischen Griechenland dieser jungen Männer, der Erben der Humanisten? Kommt in unsere Schulen sagten sie, und wir werden Euch lehren, zu sein wie Götter. In unseren Schulen werdet ihr Vernunft lernen und die Wissenschaften, die aus der Vernunft entspringen, so dass ihr die Welt bezwingen könnt. Auch die Krankheit bezwingen und die Verderbnis des Fleisches. Wir werden Euch lehren, ewig zu leben. Nun, die Zulus wussten es besser.²

Die Missionarin zeigt dann über die ärmliche Missionsstation mit der Kirche in einem kärglichen Landstrich und fährt fort:

Das ist die Wirklichkeit von Zululand. Das ist die Wirklichkeit von Afrika. Es ist jetzt die Wirklichkeit, und es ist die Wirklichkeit der Zukunft. Darum kommen die Afrikaner in die Kirche und knien vor Jesus am Kreuz, vor allem die Frauen, die die Hauptlast der Wirklichkeit tragen. Weil sie leiden und weil Er mit Ihnen leidet.³

Das heißt nichts anderes als: Im kruden, schicksalsgeplagten Leben Afrikas ist kein Platz für ‚Bildung‘, bestenfalls für Religion und Rausch als Gegengift gegen das Leid. Eine Textkultur im europäischen Sinne, umgetrieben von Geschichtlichkeit, Hermeneutik und Aufklärung, muss – so die Sichtweise Coetzees – in Afrika wie ein eitles, unnützes Glasperlenspiel erscheinen. Damit weist Coetzee in gewisser

1 Coetzee 2001.

2 Ebd.: 78.

3 Ebd.: 78-80.

Hinsicht die europäische Hybris der Weltgestaltung nach dem eigenen Bild zurück; allerdings in ziemlich verquerer Weise. Denn was Coetzee in seiner erstaunlichen Rede unterschlägt, ist, dass die aus der europäischen Textkultur geborene humanistische Praxis nicht nur eurozentrisch im Sinne eines für viele Gesellschaften ungültigen, weil vom Materialen abgehobenen Bildungselitismus war, sondern seit dem späten 18. Jahrhundert auch ein kulturelles Verständnis produziert hat, das die nicht-europäischen Völker aus den anthropologischen Leitbildern – des ‚Griechischen‘, ‚Indo-Europäischen‘ bzw. ‚Arischen‘, ‚Britischen‘ usw. – grundsätzlich ausschloss und sie diesen unterordnete. Der inhaltliche Kern der modernen Philologie, die mit der Arbeit an den Sprachen und Texten den Anspruch auf Erschließung der zivilisatorischen Entwicklung der Menschheit erhob, ist eben nicht nur ein universalistischer Humanismus gewesen, sondern hat aus kulturgeschichtlichen, ästhetischen und zeichentheoretischen Erwägungen ein Ursprungsdenken und Genealogien produziert, aus Wörtern und Texten Stämme gemacht, und damit Kategorien kultureller und anthropologischer Hierarchisierung geliefert, die ihren Teil zur imperialen Unterwerfung beigetragen haben.

Dass die moderne europäische Philologie seit dem aufziehenden 19. Jahrhundert in deterministische und rassenlogische Diskurse verstrickt war, ist seit den zivilisatorischen Katastrophen des 20. Jahrhunderts – und der unmittelbaren personellen und institutionellen Verstrickung der Philologien in den Rassenwahn des NS-Staates – latent. Spätestens aber mit den großen Büchern von Edward W. Said⁴, Maurice Olender⁵ und Tzvetan Todorov⁶ tritt die Frage der ideologischen Substrate und diskursiven Funktionen der philologischen Disziplinen ins kritische Bewusstsein.

Trotz weitreichender Erkenntnisse über die (pseudo-)wissenschaftliche Gestalt des europäischen Rassismus ist die Relevanz der Philologie in dieser Frage aber noch immer nicht umfassend und systematisch erforscht worden – und dies, obwohl sie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgrund ihrer methodischen Kraft und ihres kulturhermeneutischen Anspruchs eine Art „Leitwissenschaft“ war. Wenn die „Ursünde“ der modernen Anthropologie nach Claude Lévi-Strauss die Vermengung biologischer Konzepte mit den sozialen und psychologischen Produktionen der verschiedenen Kulturen war,⁷ so besteht sie im Fall der Philologie spezifischer in der Vermengung von sprachlichen, schriftsystemischen und textkulturellen Kategorien mit den kognitiven Potentialen der Sprecher und Schreiber verschiedener Kulturen. Gerade hiergegen gab es aber auch erhebliche Resistenzen in der Geschichte der Philologie. Anliegen des Bandes ist es daher, theoretische und historische Perspektiven auf Funktionen und Widerstände der europäischen Philologie(n) in der Herausbildung und Entwicklung des rassenlogischen Diskurses im langen 19. Jahrhundert zu eröffnen, der – wie auch einige Beiträge dieses

4 Said 1978.

5 Olender 1989.

6 Todorov 1989.

7 Vgl. Lévi-Strauss 1952: 10.

Bandes zeigen – weit über Europa hinaus bis heute höchst virulent bleibt. In einer Zeit, in der die Philologie als Heilmittel gegen den Verfall klassischer Gelehrsamkeit fachpolitisch reaktiviert wird, erscheint diese wissenschaftshistorische und -theoretische Befragung des Diskurses der Text-, Sprach- und Literaturwissenschaften von zentraler Bedeutung für ein zeitgemäßes Verständnis philologischer Praxis.⁸

„Philologie“ und „Rassismus“: Terminologische Anmerkungen

Die beiden titelgebenden Begriffe, „Philologie“ und „Rassismus“, werfen bereits vor der eigentlichen Diskussion der mit ihnen angesprochenen wissenschaftshistorischen, epistemologischen und ideologischen Probleme Fragen nach ihrer semantischen Bestimmung auf: Was ist unter Philologie zu verstehen? Und was genau ist Rassismus?

Den Antworten auf diese Fragen muss, wollen sie seriös sein, eine profunde historische Dimension innewohnen, die nicht nur einen definitorischen Status quo festhält, sondern die Begriffe im Sinne einer historischen Semantik in Bezug zu ihrem epistemischen und reflektorischem Kontext setzt. Bekanntlich betreffen gerade deshalb derartige terminologische Fragen mitnichten nur „Äußerlichkeiten“, sondern führen bereits zum Kern der in Frage stehenden Probleme.⁹

Auf beide Fragen geben die einzelnen Beiträge mitunter explizit oder implizit nuancierende Antworten. In Bezug auf die Philologie liegen die Schwerpunkte der Untersuchung je nachdem stärker auf der Geschichte der Sprachwissenschaft, der Textkritik, der Kulturhermeneutik, der historischen Hilfsdisziplin, der Altertumskunde oder der Literaturgeschichte. Damit umschreiben sie aber insgesamt Feld und Anspruch der Philologie als einer Wissenspraxis in ihrer historischen „Blütezeit“, der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, recht gut.¹⁰ Wenn man die unhintergehbare Bezüglichkeit sprachlicher, ästhetischer, historischer und sogar ethnografischer Aspekte einbezieht, die der Philologie im 19. Jahrhundert in je spezifischer Form eingeschrieben ist, so lassen sich die Untersuchungen in diesem Band weitgehend unter Sheldon Pollocks Definition der Philologie als „theory of textuality

⁸ Vgl. Messling 2012.

⁹ Das verdeutlichen mit historischer Tiefe aber in gegenwärtiger Befragung der „Rephilologisierung“ die Beiträge in Schwindt 2009.

¹⁰ Dabei hat die Philologie, die ohnehin ja keine eigene Disziplin war, sondern eher die Praxis verschiedener Disziplinen bestimmte, in den europäischen Wissenschaftskulturen – in Frankreich, Italien, Skandinavien etwa – einen je eigenen Status. In der zweiten Jahrhunderthälfte spielen nicht nur die Naturwissenschaften eine immer größere Rolle, sondern vor allem die Ausdifferenzierung der modernen Wissenschaften der Kultur (Geschichte, Ethnologie, Recht, Geographie, Sozialwissenschaften usw.) läuft dem globalen Anspruch der Philologie als „science des textes“ und „science de la culture“ entscheidend entgegen. Vgl. hierzu Werner 1990.

as well as the history of textualized meaning“¹¹ verorten. Sie gehören dabei überwiegend eher zur Reflexion des Diskurses der Sprachanthropologie und Literaturgeschichte als zur Untersuchung des Diskurses der klassischen Altertumsforschung und Bibelphilologie. Allerdings treten in einigen Beiträgen die erkenntnistheoretischen Verbindungen zwischen diesen Wissensfeldern deutlich zutage.

Allen Beiträgen ist gemein, dass sie die beiden zentralen Begriffe im Sinne eines zeitlichen Bewusstseins zu erfassen suchen; das heißt, zugleich im diskursiven und epistemischen Horizont der behandelten Theorien und Texte und in einem selbst-reflexiven Horizont, der über den im Buchtitel angegebenen Zeitraum hinaus die Gegenwart aufruft. In ihm werden auch aktuelle Probleme und Fragestellungen in Disziplinen sichtbar, die durch die Geschichte der Philologie angesprochen sind. Der Gegenwartshorizont weiß zudem um das zivilisatorische Scheitern, das aus der Festschreibung von sprachanthropologischen und ästhetischen Begriffen hervorging, aber auch um das Problem „invertierter Teleologie“, das sich in Bezug auf die für das Verständnis der modernen europäischen Kultur zentrale Frage des Rassismus leicht einstellt, wenn die historische Entwicklung auf den Gang des Durchgesetzten reduziert wird. Resistenzen gegen deterministische und rassenlogische Diskurse kommt daher eine wichtige Funktion in den Beiträgen zu.

Der Gehalt des Rassismus-Begriffs hängt wesentlich von der Definition des Begriffs der „Rasse“ selbst ab. Die historische Semantik des Rasse-Begriffs muss hier nicht nachgezeichnet werden.¹² Wichtig erscheint der Hinweis, dass der Begriff der „Rasse“ sich im 19. Jahrhundert aus mindestens vier großen historischen Linien speist: einer sehr alten, die im Spanien der *Reconquista* soziale und religiöse Zugehörigkeiten über „Blutsreinheit“ („limpieza de sangre“) markiert und insbesondere im europäischen Antisemitismus virulent bleibt;¹³ einer zweiten, in der die Idee der Blutszugehörigkeit im frühen 16. Jahrhundert, verstärkt in Frankreich, im Kontext der Genealogie adliger Geschlechter fortgeführt wird („de noble race“) und die ebenfalls – nicht erst, aber vor allem durch die Revolution von 1789 – eine starke gesellschaftspolitische Dimension enthält (die etwa bei Gobineau noch virulent ist);¹⁴ einer dritten, deren Verbindung zur vorhergehenden vermutlich über die Pferdezucht läuft und die den Begriff im taxonomischen Denken des 18. Jahrhunderts zur biologischen Klassifikation von (Menschen-)Varietäten kanonisiert (wie er etwa in der Folge Kants und Blumenbachs noch bei den Humboldt-Brüdern diskutiert wird);¹⁵ und einer vierten, die aus dem Kontext des frühneuzeitlichen Kolonialismus und insbesondere des Sklavenhandels stammt, von der angenom-

11 Pollock 2009: 934.

12 Vgl. hierzu etwa Mosse 1978, Conze/Sommer 1984, Tort 1996, Geulen 2007: 13-16.

13 Vgl. zu Geschichte und Semantik des Begriffs im Spanien der *Reconquista* Poliakov 1981: 185-198, Conze/Sommer 1984: 140 und Toepfer 104f. Zum ‚Nachleben‘ der Vorstellung von der Unveränderlichkeit der Blutsabstammung, die in Spannung zur christlichen Ideologie der Taufe steht, im modernen, säkularen Antisemitismus s. Mosse 1978: 10 u. 154.

14 Vgl. hierzu Becker 2005: 72-75.

15 Vgl. Toepfer 2011: 104-106, Painter 2010: 72-74.

men wird, dass sie aus legitimatorischen Zwecken maßgeblich die ‚wissenschaftliche‘, ethnografische Klassifikation bedingt habe (und letztlich in der gesamten ‚Kolonial-Philologie‘ virulent ist),¹⁶ deren Wechselwirkung mit den aufklärerischen Klassifikationssystemen aber doch komplex erscheint.¹⁷

All diese Diskursformationen laufen im 19. Jahrhundert zusammen. Auch wenn man den Begriff der ‚Rasse‘ auf seine moderne, anthropologische Kernsemantik fokussiert, wie sie sich im 19. Jahrhundert durchsetzt und die in einer Festschreibung kultureller Eigenschaften und Potenziale in der Biologie besteht,¹⁸ so bleiben die diskursiven Formationen, aus denen dieser ‚Kern‘ hervorging, doch in den Gebrauchsmodi des Begriffs wirksam. Sie führen im 19. Jahrhundert auch in der Philologie zu sehr unterschiedlichen Kontexten und Intentionen der Funktionalisierung des Rasse-Begriffs. Darüber hinaus produziert die moderne Philologie auch eigene Ursprungs- und Abstammungstheorien und trägt erheblich zu Prozessen der Determinierung kultureller Differenz bei.

Andere Sprachen kennen begriffliche Unterscheidungen verschiedener Traditionen des Rassismus. Um etwa auf die spezifisch ‚wissenschaftlich‘-anthropologische Qualität des modernen Rassismus abzuheben, kann man im Französischen den Begriff des „racisme“ gebrauchen, der zunächst auf erkenntnistheoretische Modellierungen zielt, die ideologisch und moralisch unterschiedlich konnotiert sein können. Wir haben uns entschieden, den deutschen Begriff im Titel beizubehalten, weil er alle Formen des Rassedenkens ansprechen kann und in ihm der politische Horizont auch „rassistischer“ Theorien präsent bleibt. Die Beiträge differenzieren die Begrifflichkeit mitunter in historischer Perspektive.

Die Philologie hat in verschiedener Weise Bezug auf Rassentheorien genommen, sich den Begriff der „Rasse“ funktional zueigen gemacht. Aber sie hat auch rassenlogisches Denken befördert und zur Formation des rassistischen Diskurses beigetragen. Wenn rassistische Theorien nur über die Zuschreibung von angenommenen typischen, essentiellen Eigenschaften an die Biologie funktionieren, so besteht der Beitrag der Philologie zum modernen Rassismus in erheblichem Maße genau darin, kulturelle Charakterisierungen geliefert und diese in Form deterministischer Zuschreibungen essentialisiert zu haben. Dabei hat die Philologie dem Rassedenken insbesondere das Argument wechselseitiger, ja tautologischer Determiniertheit von Sprache und Denken, sowie von Sprachformen des Denkens und Kulturformen geliefert. Es erscheint daher vernünftig, das Problem des Rassismus

16 Vgl. Geulen 2007: 39-43.

17 Vgl. Osterhammel 2009: 1217f.; s. auch Conze/Sommer 1984: 141 sowie Ette 2012: 81 zum Zusammenhang von Reiseberichten und Lexikon-Einträgen im 18. Jahrhundert.

18 „Peut être qualifié de raciste tout discours qui représente le devenir des groupes humains comme gouverné d’une manière prépondérante par des inégalités biologiques natives – fixées ou évolutives –, agissant sur lui à la manière d’un déterminisme inhérent, persistant, transmissible et induisant, autorisant ou prescrivant des conduites destinées à accomplir ou à favoriser les conséquences des hiérarchies initiales que ce discours postule“ (Tort 1996: 3611).

in der Philologie von diesen deterministischen und essentialisierenden Dimensionen ausgehend bis zu klar biologistischen Ansätzen zu untersuchen.¹⁹

Die Beiträge

Der Band versammelt die Beiträge zu der Tagung „Wort Macht Stamm. Rassismus und Determinismus in der Philologie des 19. Jahrhunderts“, die wir unter der Federführung der Emmy Noether-Nachwuchsgruppe (DFG) „Philologie und Rassismus im 19. Jahrhundert“ vom 26. bis 29. Mai an der Universität Potsdam sowie am Literaturhaus Berlin und dem Haus der Kulturen der Welt in Berlin ausgerichtet haben. Sie haben zum Teil die Diskussionen in sich aufgenommen, auch wenn die Gespräche jenes ‚Dazwischen‘ bleiben, das hier nicht dokumentiert werden kann, und dabei zugleich auf Grenzzlinien, Definitionsfragen und Einschätzungen verweist, die weiterhin diskussionswürdig sind.

Rephilologisierung: Historische Implikationen und ideologische Enjeux

Die unter dieser Überschrift versammelten Texte eint, dass sie sich mit erkenntnistheoretischen und kulturellen Bedingungen und Konsequenzen desjenigen Prozesses beschäftigen, der – nicht selten emphatisch – als „Rephilologisierung“ in den textbasierten Wissenschaften bezeichnet wird.

In seinem Auftakttext umreißt *Markus Messling* die fachliche Relevanz einer Relektüre der Philologiegeschichte. Er geht dabei von der Feststellung aus, dass die Strenge textimmanenter und textkritischer Arbeit schon in den Anfängen der modernen Philologie um 1800 eine kulturhermeneutische Dimension mitproduzierte, die den Anspruch humanistischer Praxis unterwandern konnte und sollte. Die gegenwärtige Suche nach Stabilisierung und Verobjektivierung in der Abkehr von der Texttheorie und der Rückkehr zur philologischen Praxis entblößt sich daher als ideologischer Reflex auf den Zerfall klassischer Bildungsstrukturen, wenn sie diese Dimension nicht in historisch-kritischer Selbstbezüglichkeit mitdenkt, um zu formulieren, in welchem spezifischen Rückbezug Bedeutung für eine gegenwärtige Textkultur bestehen kann. Anhand der Analyse von Friedrich von Schlegels (1772-1829) Indien-Philologie zeigt Messling, wie die Formierung rassenlogischen Denkens in einer kulturhermeneutischen Philologie möglich wurde, die Sprachkriterien, ästhetische Merkmale und kulturelle Potenz als ineinander determiniert betrachtete. Solche monumentalistischen Lektüren lieferten dem anthropologischen Rassismus gleichermaßen ein kognitivistisches Argumentarium und ein geschichtsphilosophisches Substrat, welche das 19. Jahrhundert hindurch wirkmächtig bleiben sollten. Zugleich ruft Messling mit Jean-Pierre Abel-Rémusat (1788-

¹⁹ Vgl. hierzu genauer Messling 2012: 165f.

1832) eine Stimme auf, die zeigt, dass sich schon in der Frühphase der modernen Philologie Resistenzen gegenüber deterministischen und rassenlogischen Paradigmen zeigten, die von erkenntnistheoretischer Reflexion des eigenen Arbeitens geprägt waren und daher von Relevanz für eine gegenwärtige Textkultur sind.

Rukmini Bhaya Nair analysiert in ihrem Beitrag die tiefen, historischen Korrelationen zwischen „Rasse“ und „Kaste“, die sowohl in der britischen Kolonialherrschaft über Indien als auch in der identitären Konstruktion des Subkontinents eine Rolle gespielt haben. In ihrem Essay bezieht sie sich auf den Artikel „Future Philology?“²⁰, in dem der New Yorker Sanskritologe Sheldon Pollock den Zerfall klassischen philologischen Wissens beklagt, mit dem auch eine Kultur der Selbstreflexivität, die Pollock in der philologischen Praxis ausmacht, verloren gehe. Nair antwortet subversiv auf diese These, indem sie zwei Argumentationsstränge miteinander verbindet: Einerseits zeigt sie, wie eine britische Kolonialphilologie seit dem 19. Jahrhundert Kasten-Kategorien rassistisch deutete, um die komplexe indische Gesellschaftsstruktur für eine koloniale Ethnografie und den britischen Zensus zu erschließen; andererseits arbeitet sie dabei mit ihrem ‚klassischen‘ Wissen die philologischen Fehlschläge dieser Deutungen ebenso heraus wie spiegelbildlich den auf einem ‚klassischen‘ Selbstverständnis fußenden kastenbezogenen Sozialrassismus der indischen Gesellschaft selbst. Nair widerspricht damit Pollocks Position, indem sie diese einerseits philologiegeschichtlich als zu unbefangen und andererseits performativ als kulturpessimistisch offenlegt. Dabei ist die Pointe ihres Textes, dass sie jene selbstreflexive und kritische Funktion, die Pollock der Arbeit am Archiv klassischer Textkultur zuschreibt, gerade dort entstehen sieht, wo aufgrund des – sowohl kolonialen als auch indischen – ‚Kastenrassismus‘ kein Zugang zu ‚klassischem‘ Wissen stattfindet: in der Literatur der Dalit, der Unberührbaren, deren entstehende Erzählkultur die Kastenlogiken unterläuft. Damit durchdringen sich in Nairs Text eine geschichtspolitische und eine gegenwärtige (wissenschafts-)politische Dimension der Rephilologisierungs-Debatte.

In seinem Artikel geht *Christopher M. Hutton* einem Phänomen nach, das nicht nur in der Philologie und Geschichtsschreibung, sondern auch im politischen Denken des 19. und 20. Jahrhunderts politisch virulent war, nämlich der Verquickung des Axioms indoeuropäischer Sprachverwandtschaft mit Annahmen über „arische Völker“. Hutton zeigt, dass die Idee des „Ariertums“ erheblich auf der These von der Genealogie der indoeuropäischen Sprachen fußte, da diese nicht nur die Annahme einer Ursprache, sondern auch Spekulationen über Ursprung und Herkunft dieser vermeintlichen Ursprache einschließen musste. Dieses Problem brachte verschiedene Theorien von der Invasion „arischer Völker“ nach Indien hervor, denen gemeinsam ist, dass sie das Postulat „rassischer“ Differenz zum ‚alten‘, ‚vorarischen‘ Indien, aber genealogische Verwandtschaft mit Europa ermöglichen. Diese Argumentationsfigur war sowohl unter imperialer als auch unter identitärer Perspektive funktionalisierbar. Hutton verweist dabei auf zwei Paradoxa: Einerseits darauf, dass die Grundannahme sprachlicher Genealogie, die historisch unmittelbar und auch

²⁰ Pollock 2009.

gemeinhin auf William Jones zurückgeführt wird, bei diesem in einem gänzlich anderen, universalistischen Erkenntnisrahmen auftritt und dort keine Schlüsse auf die Rückführbarkeit auf eine Ursprungssprache zulässt; und andererseits darauf, dass die Annahme sprachlicher Verwandtschaft mit einer ‚indischen Mutter‘, etwa in Max Müllers Philologie, den britischen Kolonialdiskurs gerade unterlaufen konnte, weil sie die mit der Invasionstheorie verbundene Annahme rassischer Differenz zum zeitgenössischen Indien – wenn auch sehr ideell – durch die emphatische Verbindung mit einem ursprünglichen, ‚sanskritischen‘ Indien unterlief. Hutton will damit die wissenschaftshistorisch geläufige Trennung in historisch anerkannte Sprachgeschichte und ideologischen Überbau („Arier-Mythos“) aufheben und die Philologiegeschichte vor die Aufgabe stellen, die Entstehung beider Aspekte in ihrer Bedingtheit textkritisch voraussetzungsloser zu analysieren.

Wort: Umbrüche – Klassifikation – Determinierung

Dieses Kapitel beschäftigt sich mit der historischen Herausbildung jener Problemlage, der dieses Buch gewidmet ist: dem Zusammenführen anthropologischer und biologisch-taxonomischer mit sprachtheoretischen, text- und kulturhermeneutischen Diskursen, wie es insbesondere im Zeitraum vom letzten Drittel des 18. bis zum ersten Drittel des 19. Jahrhunderts erkenntnistheoretisch relevant wird.

Ottmar Etté konzentriert sich in seinem Beitrag über Cornelius de Pauw (1739-1799), einen der zeitgenössisch berühmtesten (und berüchtigsten) Philosophen der Aufklärung, auf die erkenntnistheoretischen Grundlagen jener »Berliner Debatte um die Neue Welt«, die ausgehend von der Hauptstadt Preußens auf eine weltweit vehemente Resonanz stieß. In seinen 1768 und 1769 in Berlin erschienenen *Recherches philosophiques sur les Américains* erwies sich der in Amsterdam geborene de Pauw als ein Denker der Globalität, dessen machtvolle Wirkung noch bis in Hegels *Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte* spürbar ist. Die in seinen *Recherches* vorgetragene klare Scheidung zwischen Alter und Neuer Welt stellt aus der Perspektive der zweiten Phase beschleunigter Globalisierung einer (europäischen) Hemisphäre der Stärke eine (amerikanische) Hemisphäre der Schwäche entgegen, wobei der Rückgriff auf die Buffon'sche *Histoire Naturelle* eine koloniale Dialektik der Aufklärung entfesselt, deren Totalität der Weltbetrachtung immer wieder in den Totalitarismus einer Weltbeherrschung durch die Europäer umschlägt. Die Schriften de Pauws entfalten auf der epistemologischen Grundlage einer Textwissenschaft im schwachen Sinne, welche die Macht des eigenen Textes nicht empirisch gewonnenen Daten, sondern der gezielten Beherrschung eines absolut gestellten Universums der Texte verdankt, eine sich souverän setzende Philologie, die nach Belieben in der Lage ist, den größten Teil der Menschheit aus der Menschheitsgeschichte auszubürgern und einen Rassismus *avant la lettre* zu entwickeln. Ettés Beitrag zeigt, wie die »Berliner Debatte über die Neue Welt« insofern die Grundlagen für eine neue Welt um die Epochenschwelle 1800 zu legen versteht, als an die Stelle einer absolut gesetzten Philologie mit Francisco Javier Clavijero und Alexander von Humboldt ein relationales

Verständnis von Philologie tritt, das mit unterschiedlichsten Zirkulationsformen und -normen von Wissen in eine polylogische Strukturierung eingeht. Darin entsteht ein philologisch geschultes Bewusstsein von der Notwendigkeit, die Worte des Anderen zu Wort kommen zu lassen und die koloniale Last, so Ette, mit der List einer selbst-reflexiven und selbstkritischen Philologie zu unterlaufen.

Jürgen Trabant widmet seinen Beitrag mit Alexander von Humboldt (1769-1859) einer entscheidenden Persönlichkeit in der um 1800 immer drängender erscheinenden Diskussion darüber, wie Abstammung und Sprache im Prozess kultureller Entwicklung zusammenhängen. Humboldt kommt dabei nicht nur aufgrund der Tatsache eine zentrale Stellung zu, dass er bekanntlich eine der großen Autoritäten in der Erforschung von Mensch und Welt seiner Zeit ist, sondern vor allem aufgrund zweier konkreter Aspekte: Einerseits aufgrund eines Natur („Erdgewalt“) und Kultur („Geisteskraft“) zusammenführenden anthropologischen Verständnisses; andererseits aufgrund der Aufzeichnung und Reflexion verschiedener Indianersprachen während seiner Amerika-Reise (1799-1804). Diese Sprachmaterialien, die Alexander nach Europa mitbringt, sollten von fundamentaler Bedeutung für die Entwicklung des europäischen Sprachverständnisses sein, insbesondere durch die Wirkung auf seinen Bruder Wilhelm und die Schlegel-Brüder – und zwar deshalb, weil die amerikanischen Sprachen von einer tiefen Differenz gekennzeichnet schienen. Trabants Untersuchung zeigt, wie Alexander aus dieser Erfahrung ganz andere Schlüsse zieht als Friedrich von Schlegel, der sein polygenetisches Modell daraus entfaltet. Zwei Aspekte hebt Trabant hervor: Alexander monumentalisiert die Sprachdifferenzen nicht und sieht in ihnen keine Begründung für die Annahme verschiedener Klassen von Sprachen oder gar Menschen, sondern betont an der Sprachlichkeit gerade das Moment menschlicher Universalität; zudem zeichnet sich der Mensch für Alexander, der die Differenz der Sprachstrukturen durchaus aus ursprünglichen natürlichen Eigenschaften der Sprecher (allerdings der Individuen!) hervorgehen sieht, als historisches Wesen dadurch aus, dass es die „Erdgewalt“ hinter lassen kann. Alexanders Sprachanthropologie ist damit der wissenschaftliche Ausdruck seines durchgehend anti-rassistischen Denkens, wie es noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts im *Kosmos* (1845-1862) zum Ausdruck kommt.

José María González Garcías Text ist ein wichtiger Beitrag zu den Tiefenstrukturen der Diskussion über die Verschiedenheit der Sprachen, Schriftsysteme und Texte, wie sie sich im späten 18. Jahrhundert zu der anthropologischen Klassifikation in Beziehung setzt. González beschreibt nicht die koloniale Beschäftigung mit den Symbolsystemen süd- und mittelamerikanischer Kulturen, wie sie sich etwa in der Missionarslinguistik findet, sondern zeigt anhand der sogenannten „Casta-Gemälde“ wie die spanische Kolonialmacht im 17. und 18. Jahrhundert Repräsentationen ihrer Bevölkerungspolitik vornimmt. Der Begriff der „Kaste“ beinhaltet dabei zahlreiche Merkmale einer Bevölkerungsbeschreibung nach „Rassenmerkmalen“ wie Abstammung, Hautfarbe und Körperbau, verweist aber auch auf die sozial-, steuer- und herrschaftspolitische Relevanz der „castas“. Die Gemälde, die uns González erläutert, verweisen dabei nicht nur auf eine koloniale Diskriminationspraxis, die bis ins 19. Jahrhundert in einer Gesellschaftspolitik der ‚weißen‘

Hautfarbe („whitening“) wirksam bleibt, sondern in unserem Kontext auch darauf, dass den anthropologischen Klassifikationen seit dem 18. Jahrhundert – bewusst oder latent – schon eine gesellschaftspolitische Bebilderung unterliegt. Die „Casta-Gemälde“ wirken dabei als wahre Begriffsmaschinen, in denen die „rassischen“ Benennungskategorien der hybriden kolonialen Gesellschaften erfunden werden, die sich in Taxonomie wie Kulturhermeneutik wiederfinden – und die González philologisch und etymologisch aufschlüsselt.

Stefano Gensini weitet den mit Hinsicht auf Rassendiskurse oftmals auf England, Frankreich und Deutschland beschränkten Fokus auf Italien. Wenn die Geschichte der Philologie, insbesondere des Sprachdenkens, in Italien recht gut aufgearbeitet ist, so verweist Gensini darauf, dass deren Bezüge zum modernen anthropologischen und biologischen Diskurs praktisch unbearbeitet seien. Wenn dies für ein kulturell derart zentrales europäisches Land erstaunlich erscheint, so zeigt Gensini, dass dies insofern symptomatisch ist, als das italienische Selbstverständnis durch die lange Geschichte der Verhandlung ‚innerer‘ Pluralität in der Sprach- und Textkultur bis ins 19. Jahrhundert erheblich durch historisierende Diskurse geprägt bleibt, auf die insbesondere Vicos Denken Einfluss bewahrt, was sich etwa in der Philologie Leopardis oder Cattaneos zeigt. Wenn auch im Werk Biondellis der in Europa virulente Rassendiskurs aufscheint, so verdeutlicht Gensini vor allem an den zentralen Werken von Carlo Cattaneo (1801-1869) und Graziadio Isaia Ascoli (1829-1907) die besondere Situation Italiens in der Frage, die in einer weitgehenden historistisch-zivilisationstheoretischen Zurückweisung zentraler ideologischer Axiome der indoeuropäischen Philologie sowie auch evolutionsbiologischer Diskurse besteht.

Macht: Zivilisation – Natur – Rasse

Dieser dritte Abschnitt des Buches ist der Diskussion von philologischen Ansätzen gewidmet, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts mit unterschiedlichen Erkenntniszielen Sprachen und Textkulturen in einem epistemischen Spannungsfeld verorten, das für die zentrale Frage der Entwicklung der Menschheit zivilisatorische und biologistische Argumentationssysteme zugleich zur Verfügung stellt. Sie führt damit von den erkenntnistheoretischen Herausforderungen der Umbruchszeit um 1800 zu den daraus resultierenden Kämpfen in der zivilisationsgeschichtlichen Deutung sprachlicher und schriftlicher Symbolsysteme und Textkulturen, ja ganzer Kulturkreise, wie sie in der Jahrhundertmitte ausgetragen werden.

Mit ihrer Studie zu August Friedrich Pott (1802-1887) und Heymann Steinthal (1823-1899), die in der Mitte der 1850 Jahre auf die wirkmächtigen rassentheoretischen Schriften von Arthur de Gobineau und Ernest Renan mit Gegenschritten antworteten, zeigt *Céline Trautmann-Waller*, dass der seit Friedrich von Schlegel diskutierte Gegensatz zwischen polygenetischen und monogenetischen Menschheitskonzeptionen in einer „synthetischen Philologie“, die einen umfassenden kulturhermeneutischen Anspruch erhebt, im 19. Jahrhundert tiefe kulturphilosophische und ‚politische‘ Resonanzen hat. Die Philologen sind sich dabei der erkennt-

nistheoretischen und ideologischen Implikationen (etwa innerhalb eines sich beschleunigenden kolonialen Kontextes) sehr bewusst, so dass Trautmann-Waller in Bezug auf die Ansätze der ‚Humboldtianer‘ Pott und Steinthal von einer „extensiven Philologie“ spricht, die die Maßstabsbildung am indogermanischen Paradigma zugunsten der Komplexität der kulturellen Welt aufzubrechen sucht. Dabei argumentieren sie als Universalisten im Sinne einer kulturhermeneutischen Konzeption, nach der im Besonderen das allgemein Menschliche zu suchen sei, gegen ein radikal-partikularistisches, rassentheoretisches Denken der genannten Franzosen – womit sich die Geschichte der Verteilung von universalistischen und partikularistischen Standpunkten, die seit der Romantik zwischen Deutschland und Frankreich allzu klar verteilt scheint, verschränkt. Dabei scheinen in dem Universalismus der Deutschen zugleich Substantialisierungen auf, die schon Zeitgenossen wie Lazarus bedenklich erschienen. Vor diesem Hintergrund nimmt Trautmann-Waller an, dass in der Distanznahme die Spannung zwischen (biologistischem oder kulturalistischem) Universalismus und (biologistischem oder kulturalistischem) Partikularismus über das 19. Jahrhundert hinweg als das grundlegende Erkenntnisproblem Gestalt erhält, der Kulturbetrachtung eine Form der Wissenschaftlichkeit zwischen Konstruktivismus und Naturalismus zu geben, das heute nicht minder aktuell ist.

Wenn Pott und Steinthals Universalismus ohne göttliche Letztbegründung um sein Argument ringt, so führt *Suzanne Marchands* Beitrag die Relevanz religiösen Denkens für das Kulturverständnis der Philologen weiter. Sie widmet sich dem Werk des Lepsius-Schülers Georg Ebers (1837-1898) und weitet dabei den wissenschaftsgeschichtlichen Horizont in wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive. Denn Ebers war nicht nur Philologe und Professor der Ägyptologie in Leipzig, sondern einer der wichtigsten Vertreter des sogenannten „Professorenromans“ und erlangte Berühmtheit durch seine Romane, Reiseführer und luxuriösen „Coffee table books“, in denen er sein historisch-ägyptologisches Wissen einer größeren Öffentlichkeit zugänglich machte. Marchand zeigt, dass Ebers in der narrativen Gestaltung seiner historischen Romane zwar durchaus Wissensfiguren aufgreift, die in seiner Zeit als „rassisch“ präfiguriert gelten können – etwa ‚die‘ äthiopische Amme, ‚die‘ nubische Magd, oder judeo-griechisch-altägyptische Settings –, um für seine vor allem am Alten Testament und an klassischen Autoren wie Herodot geschulten Leser plausible Szenerien aufzurufen; dass er diese allerdings zugleich durch eine feine, anti-deterministische Charakteristik der Protagonisten subtil unterläuft. Marchand legt frei, wie Ebers so einerseits auf der Identifikation seiner vorwiegend weiblichen Leserschaft mit seinen Themen und Figuren aufbaut, die einem „deep Orientalism“ (Pollock), also einer im Wesentlichen noch klassisch und biblisch gefärbten Orient-Wahrnehmung entspringt, und diese zugleich durch seine modernen, philologisch-historischen Kenntnisse aus ihren Klischees herausführen möchte. Die nachfolgende Wissenschaftlergeneration, geprägt durch Adolf Erman, habe diese biblisch aufgeladene, sympathetische Darstellung der orientalischen Geschichte in ihrem nüchternen, analytischen Blick, der auf Partikularität setzte, aufgelöst.

Sarga Moussas Untersuchung greift die Bedeutung des Status der Schriftkultur implizit auf, indem sie mit Arthur Comte de Gobineau (1816-1882) Charakteri-

sierung „der Schwarzen“ im *Essai sur l'inégalité des races humaines* (1853-55) ins ideologische Zentrum rassistischer Kultur-Natur-Diskussionen im 19. Jahrhundert vorrückt. Für Gobineau ist die „race noire“ die „race vorace“, also die „verfresene Rasse“, die sich, angeblich den Affen ähnlich, nur um Triebbefriedigung kümmere. All dies ist gut bekannt, und man kann sicher fragen, ob Gobineau nicht eher ein Zivilisationstheoretiker denn ein Philologe ist, umso mehr, als er mit seinen Rassenvorstellungen innerhalb eines naturalistischen Positivismus durchaus nicht allein dasteht, wie etwa das Erbe des Mediziners Julien-Joseph Virey verdeutlicht. Wie sehr aber Gobineaus Denken noch von einer organizistischen Philologie geprägt ist, zeigt die von ihm behauptete Äquivalenz zwischen „Rasse“, Sprachgemeinschaften und Ästhetik. Und gerade hier, in Gobineaus Konzeption afrikanischer Kunst, zeigt sich ein Aspekt, der Gobineaus klare Rassenhierarchie für einen Augenblick zu erschüttern scheint, denn die „schwarze Rasse“, deren Artikulation für Gobineau eher einem Äffen, denn vernünftigen Sprechen entspricht, besitzt für diesen eine Intensität und Dichte wahrhaft künstlerischer Imaginationskraft, die jene aller anderen Völker – auch der von Gobineau verehrten ‚klassischen‘ Griechen – übersteigt. Gobineau geht sogar soweit, im Bereich der schöpferischen Kraft eine „Rassenmischung“ – sonst als Übel in seiner Zivilisationstheorie verschrien – zwischen „Weißen“ und „Schwarzen“ für förderlich zu halten und deutet die altgriechische Kultur gar als deren ausgewogenes Produkt. Moussa arbeitet die ganze Ambivalenz des Gobineauschen Diskurses heraus, der der Körperlichkeit der „schwarzen Rasse“ einerseits eine Kunst überhaupt erst ermöglichende Schaffenskraft zuschreibt, wie sie in der Moral der „weißen Rasse“ unterbunden werde; andererseits aber eine vitalistische und sensualistische Konzeption Afrikas produziert, die sowohl im demokratiefeindlichen Ermattungsdenken wie auch im zivilisations-optimistischen hegelianisch-imperialen Denken zentral sein sollte.

Wenn für Gobineaus Schilderung der Kultur der „Schwarzen“ das zeitgenössische Haiti eine wichtige Rolle spielt, so analysiert Gesine Müllers Text die vorausgegangene Entstehung des Diskurses über haitianische Textkultur. Am Beispiel von literaturhistorischen Artikeln, die zwischen 1819 und 1848 in wichtigen französischen Zeitschriften der Zeit erscheinen, zeigt Müller wie sich Rassendiskurse früh in die koloniale Literaturgeschichtsschreibung einschreiben und dort als strukturierendes Erkenntnismerkmal dienen. Zwar sind die betreffenden Organe eher einer breiteren Wissenskultur als dem engen Wissenschaftsdiskurs zuzuordnen, aber die frühe Literaturgeschichtsschreibung Haitis entsteht an diesen Schnittflächen breiteren Wissens. Dabei zeigen die Artikel von Gustave d'Alaux in der *Revue des deux mondes*, von Sismondi in der *Revue encyclopédique* und anonymen Schreiber in der *Revue des Colonies*, dass sich die Autoren einer neuen, empirisch-ethnografischen Wissenskultur verpflichtet fühlen und treten mit einem zivilisatorischen Welterklärungsanspruch auf, den sie aus der Charakterologie von Texten und deren Merkmalen, und zwar jener „mulattischer“ Textkultur ableiten. Die Gesellschaftskritik d'Alaux' bezieht sich auf die grausamen Zustände post-revolutionären despotischen Verhaltens auf Haiti an sich, aber auch auf einen Zusammenhang zwischen politischem Regime und Kulturproduktion. Müllers Beitrag ver-

deutlicht, inwiefern über das Konzept der „littérature jaune“ ein effizientes französisches Kolonialmodell vermittelt wird, das Frankreich als Kulturnation mit Strahlungskraft verherrlicht und sich unter anderem aus dem Distinktionsmerkmal der als überlegen gesetzten „Rasse“ herleitet.

Wenn anhand der vorangegangenen Beispiele die Relevanz deutlich wird, die der Frage der „Vermischung“ in zivilisatorischen und rassialistischen Diskursen des 19. Jahrhunderts zukommt, so widmet sich *Philipp Krämer* in seinem Text jenem Feld, das ins Zentrum der damit verbundenen Spannungen zwischen kulturtheoretischen Annahmen und empirischen Untersuchungen führt: der Kreolistik. Krämer wählt für seine Analyse Charles Baissacs *Etude sur le patois créole mauricien* (1880) als Schlüsseltext, an dem deutlich wird, wie die frühe Kreolistik an den epistemologischen Grundlagen der zeitgenössischen Philologie partizipierte. Baissac erklärt Entstehung und Grammatik des Kreolischen auf Mauritius mit Unterschieden zwischen „Schwarzen“ und „Weißen“ auf physischer, psychischer und moralischer Ebene. Die Hierarchisierung in der Sprachbetrachtung zieht er heran, um damit auch in seiner Sammlung kreolischer Märchen die authentische, aber vermeintlich unterentwickelte Oralliteratur in ein Wertverhältnis zur französischen Textkultur zu setzen. Während der Begriff der „Rasse“ unbestimmt bleibt, greift über die Konzepte der Zivilisation und der vermeintlichen Geschichtslosigkeit ein impliziter rassenlogischer Determinismus. Krämer zeigt, dass Baissac das sich ihm stellende Problem offenkundiger Nähe zwischen Französisch und Kreolisch so deuten kann, ohne zugleich die Trennung zwischen „Schwarzen“ und „Weißen“ aufzuheben.

Stamm: Genalogie – Mythos – Fiktion

Dieses letzte Kapitel ruft genealogische Diskurse der Philologie in konkrete historisch-politische Kontexte des 19. Jahrhunderts, in denen sie eine große Rolle gespielt haben, insbesondere in nationalistische Bezüge der Kultur-, Zivilisations- und Nationalstaatsbegründung. Dabei kommt mit dem fortschreitenden Jahrhundert dem Positivismus eine immer größere Relevanz zu, die Chancen von Prozessen der ‚Verwissenschaftlichung‘ ebenso in sich trägt wie das Risiko zur Naturalisierung zivilisatorischer Diskurse.

In ihrem Beitrag folgt *Maria Selig* Michel Foucaults epistemologischer Auffassung von der Entstehung der historisch-vergleichenden Philologie und vertritt die These, dass die von den Brüdern Schlegel vorgebrachte sprachtypologisch besetzte Genealogie eine Reaktion auf das aufklärerische (französische) Sprachdenken war, die in einem nationalistischen, nicht aber in einem anthropologischen oder gar rassistischen Kontext zu deuten sei. Selig zeigt in ihrer Darstellung sprachtheoretischer Modelle im Vorlauf der Schlegels, dass die Vorstellung von Sprachentypen keineswegs eine Erfindung der Romantik war, sondern ihre Wurzeln im Sprachdenken der Aufklärer hatte, in dem Kennzeichen textueller Darstellung metonymisch auf die Sprachen selbst verschoben wurden, so dass diese nicht mehr als Medien, sondern als Träger der Leistungskraft der Kultureliten aufgefasst wurden.

Als solche standen die Sprachen für spezifische strukturelle Verfahrenstypen, die insbesondere in der französischen Aufklärung ideologisch im Sinne von Hierarchien mehr oder weniger den logischen Sätzen der Vernunft entsprechender Zeichensysteme ausgedeutet wurden. Vor dem Hintergrund ihrer Analyse August Wilhelm von Schlegels *Observations sur la langue et la littérature provençales* (1818) vertritt Selig die These, dass die Wendung der Sprachbetrachtung zu einem ‚Werden-aus-sich-selbst‘ der Sprachen daher insofern einen emanzipatorischen Gehalt habe, als die Sprachen nun nicht mehr als Träger an (literarischen) Texten ausgemachter ethnosemiotischer Eigenschaften betrachtet wurden, sondern vor dem Hintergrund der Faktizität sprachlicher Entwicklung. Ausgerechnet der romantische Nationalismus habe daher ein von kulturhierarchischen Implikationen befreites Modell der *langue* generiert, aus dem der Boppsche Positivismus entspringen konnte, das aber aufgrund seiner sprachtypologischen Attribuierungen an die Genealogie(n) später auch rassenlogisch habe ausgedeutet werden können.

Wulf Oesterreichers Ausführungen schließen an dieser letzten Annahme an, indem sie den von der genealogischen Perspektive freigelegten Prozess der Historisierung der Sprache selbst als Prozess der Verwissenschaftlichung beschreiben. Oesterreichers These ist dabei, dass die ideologisch problematischen Bereiche der Sprachbetrachtung nach 1800 nicht in Aspekten wie ‚Genealogie‘, ‚Sanskritstudium‘ oder ‚Sprachtypologie‘ selbst lägen, sondern vielmehr das Erbe eines umfassenden Philologiebegriffs seien, den schon die Aufklärer als defizitär weil methodisch inkonsistent lexikalisiert hätten, aus dem heraus um den neu entstehenden wissenschaftlichen Kern der historisch-vergleichenden Sprachforschung herum noch lange Wissensfelder der Literaturgeschichte, Rhetorik, Dichtung, Sprachphilosophie, bis hin zur Ethnografie und Anthropologie angelagert gewesen seien. *Diese* seien für nationalistische, ethnozentrische und auch rassialistische Ansätze anschlussfähig gewesen. In dem Wissen darum, dass die Prozesse der disziplinären Trennung im 19. Jahrhundert keineswegs schnell und eindeutig waren, und auch der Positivismus selbst durch seine biologische Deutung rassialistische Funktionalisierungen ermöglichte, legt Oesterreicher daher im Rückblick auf die Geschichte anhand der Arbeiten von Diez, Bopp und Wilhelm von Humboldt paradigmatische Aspekte des Prozesses der ‚Verwissenschaftlichung‘ frei, um in gegenwärtiger Perspektive für einen wissenschaftlichen Begriff der Sprachbetrachtung zu plädieren.

Der Beitrag von *Markus A. Lenz* verweist auf die ideologischen Probleme, die der Positivismus in Form eines hypostasierten naturalistischen ‚Empirismus‘ vor allem in der Sprachforschung gebar. Lenz zeigt, dass durch die verstärkte Rezeption evolutionstheoretischer Theorien in den Sozial-, Sprach- und Textwissenschaften ab der Mitte des 19. Jahrhunderts auch der biologische Rassebegriff eine neue epistemologische Legitimierung erfuhr, welche ihn für die Philologie ‚fruchtbar‘ machte. Obwohl in Italien insgesamt eher eine Trennung von sprachlich-kultureller und biologischer Genealogie den philologischen Diskurs prägte, gab es auch Forscher wie Paolo Marzolo (1811-1868) und Giacomo Lignana (1827-1891), die sich darum bemühten, die Philologie auf ein naturgeschichtliches Fundament zu stellen, indem sie Sprachgeschichte und Sprachwandel als durch Rassenzugehörigkeit de-

terminierte Phänomene begriffen. Lenz' Untersuchung präsentiert dabei die Argumentbildung, die typisch für den biologischen Paradigmenwechsel in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war: Eine aus dem Hegelianismus geborene Deutung evolutionärer Prozesse als Teleologie des Geistes ließ in Verbindung mit einer polygenetischen Auffassung von Sprach- und Menschenstämmen evolutionäre Dynamik in statischen Fixismus und letztlich Rassismus umschlagen.

Wenngleich die Funktionalisierbarkeit des Rassebegriffs für sprachanthropologische Forschungen im naturalistischen Paradigma besonders offensichtlich wird, hat sie erhebliche Konsequenzen auch im Bereich im engen Sinne textbezogener Philologie, insbesondere in der Kultur- und Literaturgeschichte.

So untersucht *Ursula Bähler*, wie in den für die identitäre Konstruktion Frankreichs zentralen Jahren um den deutsch-französischen Krieg die Gefahr der Monumentalisierung philologischer Sphären wie des ‚Romanischen‘, ‚Slavischen‘ und ‚Germanischen‘ in einer Zivilisationsdebatte virulent wird, in der die Frage nach den kulturellen Unterschieden zwischen ‚romanischer‘ und ‚germanischer‘ Welt auch unter rassentheoretischen Aspekten diskutiert wird. Anhand der Lektüre zweier zentraler Texte von Gaston Paris (1839-1903), die in den Jahren des deutsch-französischen Krieges und kurz danach publiziert wurden, zeigt Bähler, wie Paris systematisch das Konzept der biologischen „Rasse“ für die kulturelle Identitätskonstruktion der Nation devalorisiert. Während Paris in seiner Vorlesung über die *Chanson de Roland* (1870) noch eine nationale Klaviatur bespielt, in der er die historische Fusion der Gallier und Franken als überlegenes kulturelles Mischprinzip gegen die ‚deutsche‘ Vorstellung der „Blutsreinheit“ preist, stellt er in seinem berühmten Auftakttext zur Zeitschrift *Romania* (1872) „rassischen“ Nationalitätskonzepten das Konzept der ‚Latinität‘ entgegen, das die römische Zivilisation als transnationales Moment und den kulturellen Zusammenhalt der romanischen Nationen betont. Bählers Analyse zeigt auch, dass Paris in seiner oppositionären Konzeption nur knapp der Gefahr eines essentialistischen Dualismus aus *nations-races* und *nations-cultures* entgeht, in dem letztere nicht nur konzeptuell, sondern auch absolut als überlegen betrachtet werden.

*Wolfgang Asholt*s den Band beschließender Beitrag analysiert die Deutung literarischer Wirklichkeitsdarstellung im Zeitraum nach dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71, den die französische Wissenschaftshistorikerin Carole Reynaud-Paligot mit „La République raciale“²¹ überschrieben hat, weil hier das naturalistische Paradigma in seiner anthropologischen und imperialen Wirkung voll zur Geltung kommen konnte. Asholt spannt zwischen den Polen einer „Philologie der Weltliteratur“ (Auerbach) und einer „Philologie der Welt“ (Thouard) den möglichen Anspruchsraum einer kulturhermeneutischen Philologie auf, in dem sich die französische Literaturwissenschaft und Literaturgeschichte in der Phase ihrer Institutionalisierung Ende des 19. Jahrhunderts für eine „Philologie der nationalen Welt“ entschied, die zum „sacre moderne de la littérature“ (Vaillant) der Troisième République führte. Wenn der Positivismus einerseits den Wissenschaftlichkeitsanspruch

21 Reynaud-Paligot 2006.

einer solchen Philologie garantieren konnte, so barg er andererseits die Gefahr von Naturalisierungen, insbesondere, in der Folge Hippolyte Taines, in einer rassentheoretischen Ausprägung. Asholt zeigt, wie trotz ihrer positivistischen Grundorientierung die beiden prominentesten Vertreter der französischen Philologie um 1900, Ferdinand Brunetière (1849-1906) und Gustave Lanson (1857-1934), dieser Gefahr widerstehen. Brunetière ‚ergänzt‘ sein Evolutionsmodell durch einen modernekritischen antirassistischen Pessimismus, und das Engagement für das Erziehungsideal der „République radicale“ bewahrt Lanson vor rassistischen Naturalisierungen. Die Dreyfus-Affäre, in der der Rassismus in seiner antisemitischen Gestalt politisch verhandelt wird, bildet in dieser Hinsicht einen Test, wobei auch der Anti-Dreyfusard Brunetière auf antisemitische Vereinfachungen verzichtet.

Dank

Der Band kann Dank der Mittel gedruckt werden, die die Deutsche Forschungsgemeinschaft für die Arbeit der Emmy Noether-Nachwuchsgruppe „Philologie und Rassismus im 19. Jh.“ bereitgestellt hat. Professor Raimar Zons und Andreas Knop danken wir sehr herzlich für die freundliche Aufnahme und Begleitung des Bandes beim Wilhelm Fink Verlag. Kevin Kennedy hat dankenswerterweise die englischsprachigen Beiträge gegengelesen. Und schließlich geht unser herzlicher Dank an Philipp Krämer und Markus A. Lenz, die nicht nur die Konferenz „Wort Macht Stamm“ mit uns organisiert, sondern auch die vielen und umfangreichen Beiträge lektoriert und den Band für den Drucksatz vorbereitet haben.

Literaturliste

Becker, Thomas

2005: *Mann und Weib – schwarz und weiß. Die wissenschaftliche Konstruktion von Geschlecht und Rasse 1600-1900*. Frankfurt/Main, New York: Campus.

Coetzee, John M.

2001: *The Humanities in Africa / Die Geisteswissenschaften in Afrika*. München: Carl Friedrich von Siemens Stiftung.

Conze, Werner / Sommer, Antje

1984: Rasse. In: Otto Brunner / Werner Conze / Reinhart Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Bd. 5 (Pro-Soz). Stuttgart: Klett-Cotta: 135-178.

Ette, Ottmar

2012: *TransArea. Eine literarische Globalisierungsgeschichte*. Berlin, New York: de Gruyter.

Geulen, Christian

2007: *Geschichte des Rassismus*. München: Beck.

Lévi-Strauss, Claude

1952: *Race et histoire*. Paris 2005: Gallimard.

OTTMAR ETTÉ (POTSDAM)

Wörter – Mächte – Stämme

Cornelius de Pauw und der Disput um eine neue Welt

Wörter

In einer jener Figuren, die Roland Barthes nicht in seine 1977 mit enormem Erfolg veröffentlichten *Fragments d'un discours amoureux*¹ aufnahm, findet sich ein Mikrotext mit dem Titel *D'autres racismes*, in dem es zunächst um die Exklusionsmechanismen zwischen ‚Alten‘ und ‚Jungen‘ geht:

Je vis d'images sociales. Le ‚vieux‘, c'est l'âge apposé par un ‚jeune‘, qui, à partir de là, se voit lui-même ‚jeune‘. Ce mouvement met en marche un racisme: je m'exclus d'une exclusion que je pose, et c'est ainsi que j'exclus et que je consiste. Je puis être déclarativement anti-raciste, mais si je me constitue tel à partir d'une exclusion que je renvoie, je deviens à mon tour raciste ; j'ai, dans un petit coin de moi, le racisme de l'anti-racisme. On rapporte ce mot d'une étudiante à son professeur : ‚Tu n'es ni nègre, ni juif, ni femme, alors tais-toi‘. Alors tais-toi : mot de tous les racismes. Tu es jeune / tu es vieux, alors tais-toi (attends, débarrasse, n'entre pas, paye plus cher, moins cher, etc.) : il y a un racisme des âges, de tous les âges.

(Tous les racismes se tiennent. A la limite, pour qu'il n'y ait plus de racisme, il faudrait qu'il n'y ait plus de langue : le racisme fait partie de la servilité de la langue.)²

In diesen bislang in der Forschung noch nicht diskutierten Wendungen des französischen Kultur- und Zeichentheoretikers scheint die unhintergehbare Rückbindung jeglicher Form und Richtung von Rassismus („Tous les racismes“) an die Sprache („langue“) auf, an jene Sprache, die Roland Barthes in einer umstrittenen Formulierung seiner am 7. Januar 1977 (folglich im gleichen Jahr) gehaltenen Antrittsvorlesung am *Collège de France* einmal als faschistisch bezeichnete: „Mais la langue, comme performance de tout langage, n'est ni réactionnaire, ni progressiste ; elle est tout simplement : fasciste ; car le fascisme, ce n'est pas d'empêcher de dire, c'est d'obliger à dire.“³

Man muss diese Charakterisierung der Sprache als ‚faschistisch‘ nicht notwendig teilen, um dennoch einsehen zu können, auf welcher fundamentalen Weise jede Sprache mittels der von ihr eingeführten Klassifikationen einteilt und folglich einzuschließen und auszuschließen zwingt, also sich auf jene Funktionsweise von ‚Rassismen‘ hinbewegt, von der Barthes im Eingangszitat spricht. Diese Einschließung und Ausschließung verläuft, wie uns der Semiotiker und Sprachphilo-

1 Vgl. Barthes 1977.

2 Barthes 2007: 614f.

3 Barthes 1978: 14.

soph in der angeführten Passage vorführen will, über die Wörter, über Lexeme wie ‚jung‘ und ‚alt‘, ‚Mann‘ und ‚Frau‘, ‚Schwarze‘ und ‚Weiße‘. Jede Position, so will es scheinen, birgt Opposition.

Es ist aber nicht allein die simple Benutzung einer Sprache, um die es Barthes mit Blick auf eine Erhellung der Funktionsweisen von Rassismus oder mehr noch von Rassismen geht, sondern die mit dieser Benutzung und Performanz einhergehende Logik von Inklusion und Exklusion, welche die Sprecherinnen und Sprecher performativ zu Rassisten und Anti-Rassisten, zugleich aber auch zu rassistischen Anti-Rassisten werden lässt. Barthes' Überlegungen ließen sich insofern konkretisieren, als man von einer *Gleichzeitigkeit* – wenn auch keinesfalls von Gleichwertigkeit oder Gleichförmigkeit – von Inklusion und Exklusion sprechen darf und sprechen muss, wird doch nur aus der Einsicht in diese grundlegende Simultaneität von Einschließung und Ausschließung deutlich, was jedwede Inklusion exkludiert und jede Exklusion inkludiert. Zugleich ist das Subjekt stets innerhalb der zwischen ‚jung‘ und ‚alt‘, ‚Mann‘ und ‚Frau‘, ‚weiß‘ und ‚schwarz‘ errichteten Ordnung Teil jenes Problems, in dem das Objekt der Exklusion nicht weniger *festgestellt* wird als das Subjekt. Dabei handelt es sich im Sinne Barthes' um eine strukturelle, ja systemische, nicht um eine inhaltliche Problematik.

Roland Barthes genügt im Eingangszitat der dem Altern gewidmeten Figur jener Forderung von Niklas Luhmann, der in seiner Beschäftigung mit Inklusion und Exklusion aus dem Blickwinkel der Systemtheorie forderte: „Theorietechnisch ist ein Begriff nur zu gebrauchen, wenn er sichtbar macht, was er ausschließt.“⁴ Dies führte Luhmann zu seiner aufschlussreichen, wenn auch nicht in allen Aspekten ausreichenden Definition des ‚Begriffspärchens‘ Inklusion und Exklusion, die an einen Formbegriff gekoppelt wird:

‚Inklusion‘ bezeichnet dann die innere Seite der Form, deren äußere Seite ‚Exklusion‘ ist. Von Inklusion kann man also sinnvoll nur sprechen, wenn es Exklusion gibt. Die Theorieaufgabe besteht demnach darin, die Differenz von Inklusion und Exklusion in Beziehung zu setzen zu den Erfordernissen der Systembildung und insbesondere zu den Konsequenzen bestimmter Formen der Differenzierung, die sich im Laufe der gesellschaftlichen Evolution herausgebildet haben.⁵

Der damit in Zusammenhang stehende Gedanke Luhmanns, dass Exklusion unter anderem daran zu erkennen sei, „dass Reziprozität unterbrochen wird“⁶, scheint mir recht präzise auf jenen Sachverhalt zu deuten, den Roland Barthes in seinen deutlich eleganteren Formulierungen hervorhob. Ein jeder, der den anderen als ‚alt‘ bezeichnet, begreift oder inszeniert sich selbst als ‚jung‘ und löst damit jene Bewegung des Sinnes aus, in welcher Roland Barthes die Grundbewegung jedweden Rassismus erkennt. Denn eine Reziprozität wird aufgekündigt: Ich exkludiere mich aus einer Exklusion, deren Terme ich selbst mit Hilfe der Wörter errichtet

⁴ Luhmann 2008: 227.

⁵ Ebd.: 229.

⁶ Ebd.: 231.

habe, und konstituiere mich als Ich gerade dadurch, dass ich jegliche Wechselseitigkeit mit dem Anderen wiederum exkludiere und – so ließe sich hinzufügen – mir diese Exklusion nicht ins Bewusstsein hebe. Der Andere wird damit zum Schweigen gebracht, wobei gleichsam als Mehrwert – und hier zeigt sich anhand des von Barthes gewählten Beispiels der Studentin eine gewisse Traumatisierung durch die Ereignisse des Mai '68 – eine Position des guten Gewissens entsteht, von der aus der Andere nicht nur zum Schweigen gebracht, sondern jegliche Reziprozität mit ihm aufgekündigt wird. Der Andere wird zum exkludierten Anderen.

Wenn man mit Blick auf die Recherchen von Rudolf Stichweh⁷ zu den eher diffusen Ursprüngen der Rede von Inklusion und Exklusion folglich Roland Barthes sehr wohl in eine derartige Begriffs- und Theoriegeschichte integrieren darf, dann impliziert dies auch, im Umfeld von Fragestellungen, die sich mit der Problematik von Rassismus und Philologie auseinandersetzen, insofern mit besonderer Vorsicht vorgehen zu müssen, als eine anti-rassistische Position gerade nicht (und *per se*) als eine rassismenfreie Position verstanden werden darf. Der Anti-Rassismus enthält schon im Wort den Rassismus, partizipiert am gemeinsamen Paradigma.

Auch wenn man nicht mit Barthes die Abschaffung der Sprache ins Blickfeld rücken muss, um eine dauerhafte Abschaffung von Rassismen jeglicher Couleur erreichen zu können, so scheinen mir seine Überlegungen doch von grundlegender Bedeutung insoweit zu sein, dass sich jedweder Diskurs *über* und *gegen* den Rassismus stets der Frage stellen muss, inwiefern er in Gefahr ist, auf der Ebene der von ihm benutzten Wörter und Lexeme selbst als ein Diskurs *in* und *mit* dem Rassismus zu funktionieren.

Eine ‚Lösung‘ dieses Dilemmas dürfte kaum von einer (bislang noch nie geleisteten und wohl auch nicht zu leistenden) Zerstörung des rassistischen Diskurses zu erwarten sein, sondern vielmehr von einer unablässigen Bewegung, einem Oszillieren des Diskurses, bei dem die wechselseitigen Inklusions- und Exklusionsprozesse ständig reflektiert und überdacht werden müssen, ohne je zu einem Stillstand, zu einer *Feststellung*, gebracht zu werden. Es kann also nicht um die Abschaffung der Sprache gehen – die auch Roland Barthes selbstverständlich niemals eingefordert hätte –, sondern um ein ständiges Verstellen ihrer Wörter und vor allem jener Wörter und Gegen-Wörter, die – wie man am Beispiel eines rassistischen Anti-Rassismus erkennen kann – in eine oftmals komplizenhafte Relation eintreten.

Denn aus der multiperspektivischen Beleuchtung all dessen, was jegliche Inklusion exkludiert und Exklusion inkludiert, kann eine unruhige Erkenntnis dessen entstehen, die Mechanismen des Rassismus mit den Mitteln der Philologie – und dies heißt zunächst: mit der Liebe zum Wort – auszuspielen: gerade auch im Bewusstsein, dass ein derartiges *Ausspielen* niemals endgültigen Charakter besitzt, sondern immer wieder neu in Gang und in Bewegung gesetzt werden muss. In letzter Konsequenz bedeutet diese Multiperspektivität und Viel-Logik auch, dass eine Philologie sich niemals absolut setzen darf, somit immer der Deutungen und Bedeutungen der Wörter durch andere Wissensbereiche bedarf.

⁷ Vgl. Stichweh 1997: 2.

Von einer auf solche Weise angestrebten mobilen und multiperspektivischen Grundeinsicht aus sollen im Folgenden am Beispiel von Debatten um die Neue Welt Verflechtungen von Rassismus und Philologie untersucht werden. Auf diesem Weg sollen auch Möglichkeiten ausgelotet werden, mit Hilfe welcher Verfahren die philologische Tätigkeit nicht nur zur Entflechtung von Rassismus und Philologie beizutragen hätte, sondern ein Lebenswissen und ZusammenLebensWissen hervorbringen könnte, das etwas zur Konstruktion einer neuen Welt beizusteuern vermag. Das Material hierfür steht bereit: Es sind die Wörter. Sie agieren nicht im luftleeren Raum: Sie inkludieren und exkludieren im Kräfte- und Vektorenfeld von Mächten.

Mächte

Cornelius de Pauw darf als einer der unter den Zeitgenossen weltweit berühmtesten Repräsentanten der europäischen Aufklärung gelten. Seine Schriften wurden in einer nationale Grenzziehungen ganz selbstverständlich überspannenden *République des Lettres*, die man allzu oft und fälschlicherweise auf die Dimensionen Europas begrenzt zu denken geneigt ist, im Kontext jenes ‚Disputs um die Neue Welt‘ gelesen, dessen Geschichte Antonello Gerbi in einer längst klassisch gewordenen Studie aufgearbeitet hat.⁸

Doch die Vielzahl an Polemiken, die Cornelius de Pauw insbesondere mit seinen *Recherches philosophiques sur les Américains* auslöste, scheinen längst vergessen, auch wenn man seinen Namen bisweilen noch in flüchtigen Fußnoten oder beiläufigen Nebensätzen findet. Ein Blick auf die internationale Forschungslandschaft zeigt, dass es kaum neuere Publikationen zu den Arbeiten des 1739 in Amsterdam geborenen und 1799 in Xanten verstorbenen Philosophen, geschweige denn ausgedehntere Monographien gibt, die sein gesamtes Œuvre untersuchen würden. Es ist ruhig, ja verdächtig ruhig geworden um den Mann, der einst die Gemüter erhitze und einen der zweifellos entscheidenden Dispute des Jahrhunderts der Aufklärung auslöste. Haben uns seine Texte heute nichts mehr zu sagen?

Die Fragestellungen, mit denen sich de Pauw über weite Strecken seines Schaffens beschäftigte, sind gewiss auch heute noch – und die nachfolgende Untersuchung soll diese These belegen – von größter Aktualität und Relevanz. Denn Cornelius de Pauw ist ein Denker der Globalität und sein Werk eine Antwort auf jene zweite Phase beschleunigter Globalisierung⁹, welche die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts bis deutlich über die Jahrhundertwende hinaus umfasst. Einheit und Aufteilung des gesamten Planeten stellen Problematiken dar, die de Pauws gesamtes Werk über die Alte wie die Neue Welt durchziehen. Dabei begreift der Autor der *Recherches philosophiques sur les Américains* ganz im Sinne der Naturgeschichte

⁸ Vgl. Gerbi 1983.

⁹ Vgl. hierzu ausführlicher Ette 2004: 169–184.